

Die Herausforderung der Lebenswissenschaften: "Naturalisierung" von Erziehung, Bildung und sozialer Ungleichheit?

Kahlert, Heike; Bühler-Niederberger, Doris; Berger, Peter A.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kahlert, H., Bühler-Niederberger, D., & Berger, P. A. (2008). Die Herausforderung der Lebenswissenschaften: "Naturalisierung" von Erziehung, Bildung und sozialer Ungleichheit? In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2* (S. 259-265). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-153438>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die Herausforderung der Lebenswissenschaften: »Naturalisierung« von Erziehung, Bildung und sozialer Ungleichheit? Eine Einführung

Heike Kahlert, Doris Bühler-Niederberger und Peter A. Berger

Dass derzeit die so genannten Lebenswissenschaften, allen voran die Genetik und die Kognitions- und Neurowissenschaften, aber auch die Soziobiologie, mit beträchtlichen gesellschaftlichen Gewinnerwartungen versehen werden und auf dem Weg sind, zu neuen wissenschaftlichen Leitdisziplinen zu werden, stellt eine ernsthafte Herausforderung für den Erklärungsanspruch der Gesellschaftswissenschaften dar. Weder Bildung und Erziehung noch die damit eng zusammenhängenden Mechanismen der Reproduktion sozialer Ungleichheiten in Arbeitsmärkten und Lebensläufen bleiben von dieser Entwicklung unberührt. Diese Bereiche werden derzeit – wie andere Bereiche auch – von einem Trend erfasst, der sich mit dem Begriff der »Naturalisierung« beziehungsweise »Re-Naturalisierung« kennzeichnen lässt. Was aus sozialwissenschaftlicher Sicht mit sozialen Ursachen und deren Konsequenzen begründet wurde und wird, wird gegenwärtig aus Sicht der Lebenswissenschaften neu aufgerollt und in theoretischer, methodischer und politischer Hinsicht in Frage gestellt.

So wollen Neurowissenschaftler etwa »das »abendländische« Subjekt entzaubern«, indem sie ihm, schärfer noch als die Psychoanalyse, den so genannten freien Willen absprechen. Sie erweisen sich mit ihrer neurobiologischen Freiheitskritik anschlussfähig an politische Argumente, dass der Einzelne den »Fürsorgestaat« vergessen möge, getreu dem Motto: »Der Erfolgreiche setzt sich durch, denn die Natur wird dafür ihre Gründe haben« (Assheuer 2005). Auch die Bildungsdiskussion wird mit lebenswissenschaftlichen Argumenten konfrontiert: Beispielsweise fordert der Neurowissenschaftler Manfred Spitzer, die Hirnforschung in die Schulen zu bringen (vgl. Spitzer 2002; Spitzer/Stern 2004), und plädiert im Zuge der Auseinandersetzungen um die so genannte Neurodidaktik für »eine empirische pädagogische Forschung, die den heute üblichen Standards der medizinischen Forschung folgt« (Spitzer 2003). Im Zusammenhang mit kognitiven Leistungsunterschieden scheint zugleich das schon überwunden geglaubte Konzept einer vererbten (?) Intelligenz wieder salonfähig zu werden.

Im Einklang mit dem Erstarken der Lebenswissenschaften findet sich im Bereich des Sozialen fast schon die Renaissance eines Versuchs, für die von Menschen hergestellten gesellschaftlichen Ordnungen des Bildungssystems ebenso wie für Ar-

beitsmarktchancen und Lebenslaufmuster »natürliche« Grundlagen zu reklamieren. Damit wird der Weg bereitet für eine neue Selbstverständlichkeit vermeintlich unterschiedlicher Naturausstattungen der Individuen, wie beispielsweise »angeborene« Talente oder spezifische Aufgaben und Positionen in der sozialen Ordnung, genetisch bedingte Risiken und Alter(n)sprozesse. Die so genannten Lebenswissenschaften werden dadurch – so scheint es – auch für einen soziologischen Zugang zu Bildung und Erziehung, zu Arbeitsmarktchancen und Lebenslaufmustern zunehmend zu einer Bezugsdisziplin, deren Konzepte und Ergebnisse die Soziologie zur Kenntnis nehmen und kritisch diskutieren muss.

Die Antworten der Soziologie auf das (erneute?) Erstarken naturalisierender Argumentationsweisen im Sozialen und auf die Herausforderung der Lebenswissenschaften sind bisher vergleichsweise verhalten. In neueren Arbeiten zu dieser Thematik zeichnet sich jedoch ein Plädoyer für eine vorsichtige Annäherung zwischen Soziologie und Lebenswissenschaften ab, wie die folgenden Beispiele zeigen.

Jörg Michael Kastl (2004) hat jüngst den Versuch unternommen, das Bourdieu'sche Habituskonzept mit neuesten Erkenntnissen der Hirnforschung in Beziehung zu setzen und dabei »einige erste Anregungen für eine vorsichtige Blickwendung« (ebd.: 198) hinsichtlich einer weitergehenden Verknüpfung von soziologischen mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen gegeben. Kastl sieht darin »die Chance der Entwicklung einer disziplinenüberschreitenden Forschungsperspektive«, um in einem interdisziplinären Dialog von Sozial- und Verhaltenswissenschaften mit naturwissenschaftlich orientierten Disziplinen empirische Fragestellungen weiterzuentwickeln und auch mit einer Reihe von Fragen in der soziologischen Theorie weiterzukommen; insofern würde auch eine in Vergessenheit geratene geisteswissenschaftliche Forschungstradition wieder aufgenommen (ebd.: 199, 221–224).

In der Auseinandersetzung mit der Soziobiologie hat Dirk Richter (2005) dargelegt, dass die »Biologisierung des Sozialen und der Soziologie«, die in der ursprünglichen Konzeption von Edward Wilson vorgesehen war, gescheitert sei. In neueren soziobiologischen Ansätzen aus evolutionstheoretischer Sicht sei aber »eine deutliche Tendenz zur Anerkennung der Eigenständigkeit sozialer bzw. kultureller Entwicklungen« (ebd.: 533) im menschlichen (Sozial-)Verhalten festzustellen. Richter schlussfolgert, dass die Leine zwischen Genen und menschlichem Sozialverhalten offenbar länger als vermutet sei. Der nachhaltige Erfolg soziobiologischer und verwandter Konzepte in der Wissenschaftslandschaft wäre nur durch den Verzicht auf weitreichende Theorien zum menschlichen Sozialverhalten und insbesondere durch den Verzicht auf Aussagen zu erlangen gewesen, deren Gegenstandsbereich man als makrosoziologisch einstufen könnte. Prinzipiell könne die Möglichkeit der Erklärung menschlichen Sozialverhaltens durch biologisch-evolutionäre Prozesse jedoch auch in der Soziologie nicht mehr ausgeschlossen werden (ebd.: 538). Wie Kastl sieht auch er ein theoretisches und empirisches Forschungsprogramm, das darauf

abziele, die jeweiligen sozial- und naturwissenschaftlichen Anteile an der Entstehung psychischer Merkmale und sozialer Probleme zu untersuchen, als »ein durchaus lohnendes Vorhaben« (ebd.: 539) an.

Die sich andeutenden Verflechtungen zwischen sozial- und naturwissenschaftlichen Argumentationsmustern und einer alltäglichen Bezugnahme auf vermeintliche »natürliche« Ungleichheit und Differenzen standen im Zentrum des Doppelplenums »Die Herausforderung der Lebenswissenschaften: »Naturalisierung von Erziehung, Bildung und sozialer Ungleichheit?«, das von den Sektionen »Bildung und Erziehung«, »Soziologie der Kindheit« und »Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse« gemeinsam organisiert und vorbereitet wurde. Dafür wurden aus den eingegangenen Vorschlägen sechs Beiträge ausgewählt. In den ersten drei Beiträgen geht es darum, wie sich die »Naturalisierung« von Ungleichheit im Sozialen reproduziert und welche Herausforderungen sich dadurch und durch das Erstarken der Lebenswissenschaften für die künftige soziologische Forschung bieten.

Angelehnt an Pierre Bourdieu argumentiert *Andrea Lange-Vester*, dass »Naturalisierungen« auch der Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung dienen, denn sie lassen häufig vergessen, welch lange Zeiten der Eingewöhnung und Habitualisierung hinter Vorstellungen von »Natur« oder »Natürlichkeit der Verhältnisse« stehen. Gerade auch in einem hochentwickelten Land wie der Bundesrepublik Deutschland und vor allem in (Aus-)Bildungsentscheidungen drücken sich, wie an Fallbeispielen gezeigt wird, immer noch milieuspezifische, langfristig einsozialisierte oder »inkorporierte«, oftmals auch geschlechtsspezifisch ausgeformte Selbstbegrenzungen bis hin zu Mechanismen der »Selbstabwertung« aus, die für manche Menschen so selbstverständlich sind, dass sie ihnen selbst als »natürlich« erscheinen: Bei Bildungsaufsteigern auftretende Spannungen zwischen Herkunfts- und Zielmilieu können dann nicht mehr als soziale oder strukturelle Spannungen gesehen werden, sondern werden dem eigenen, individuellen Unvermögen beziehungsweise entsprechenden Persönlichkeitsmerkmalen zugeschrieben – und so gleichsam »von unten« naturalisiert.

Annette von Alemann zeigt in ihrem empirischen Beitrag zur Wahrnehmung von sozialer und geschlechtlicher Ungleichheit durch Wirtschaftseliten in Deutschland, dass von ihren Befragten ein gutes Viertel die Ungleichheit maßgeblich den Individuen, ihrer Herkunft und insbesondere auch ihrer »Natur« zurechnet, mithin hier auch eine Naturalisierung »von oben« zu registrieren ist. Diese Wirtschaftseliten führen die soziale Ungleichheit demnach darauf zurück, dass Menschen mit der Geburt qua Biologie mit unterschiedlichen Ressourcen, also Begabungen beziehungsweise Intelligenz, verschiedenen Anlagen und Wohlstand, ausgestattet würden. Und auch die geschlechtliche Ungleichheit begründen die Befragten mit der »Natur«: Frauen seien biologisch bedingt gesellschaftlich benachteiligt, indem sie Kinder bekämen und mit deren Betreuung und Erziehung eine doppelte Last und Ver-

antwortung trügen sowie unterschiedliche Berufs- und Karrieremuster sowie Wertorientierungen entwickelten. Die Hauptverantwortung zum Abbau der Ungleichheiten wird von den Befragten ebenfalls den Individuen zugeschrieben, wenngleich Staat, Gesellschaft und Unternehmen unterstützend wirken könnten, ohne dabei jedoch von einer Leistungsorientierung abzusehen.

Während im Beitrag von Annette von Alemann alltagsweltliche Wahrnehmungen und Erklärung im Mittelpunkt stehen, setzt sich *Heike Trappe* am Beispiel mathematischer Begabungsunterschiede zwischen den Geschlechtern mit der wissenschaftlichen Diskussion auseinander. Dabei zeichnet sie ein differenziertes Bild zum diesbezüglichen Wissensstand in der Intelligenzforschung (kognitive Psychologie und Neurowissenschaften), den Erziehungswissenschaften und der Soziologie: So könne die Intelligenzforschung keine generellen Begabungsunterschiede in den kognitiven Fähigkeiten der Geschlechter nachweisen, wohl aber graduell unterschiedliche Verteilungen. Die Bildungsforschung frage vor allem nach systematischen Leistungsunterschieden und differenziellen Lernumgebungen und unterstreiche, dass mathematische Begabungsunterschiede zwischen den Geschlechtern nicht angeboren seien. Und die soziologische Forschung nähme vor allem soziale Prozesse, institutionelle Strukturen sowie strukturelle und kulturelle Hindernisse im Karriereverlauf in den Blick, seltener jedoch individuelle Barrieren, kognitive Fähigkeiten und fachspezifische Kompetenzen. Die Verfasserin plädiert abschließend dafür, dass die Soziologie selbstbewusst die Auseinandersetzung mit konkurrierenden, auch neurowissenschaftlichen oder biologischen Deutungsangeboten zur Erklärung sozialer Ungleichheit suchen sollte und skizziert ein entsprechendes Forschungsprogramm.

Der zweite Teil des Doppelplenums thematisierte die Entwicklung kognitiver Fähigkeiten und Leistungen im Zuge des Aufwachsens. In einer sozialwissenschaftlichen Annäherung heißt das, dass die Förderung oder Einschränkung der Entwicklung kognitiver Kompetenzen durch soziale Faktoren untersucht wird. Auf der Basis einer kaum je hinterfragten Aufteilung der Zuständigkeiten hat die Soziologie dabei die eigentliche Erklärung der Genese von Intelligenz oder kognitiver Leistungsfähigkeit und von Vorgängen des Lernens weitgehend solchen Disziplinen überlassen, die dies durch eine »Natur« des Menschen, durch universelle Gesetze, denen menschliche Entwicklung unterworfen ist, erklären wollen; selten auch jenen Vertretern der Soziologie, die, wie etwa George Herbert Mead, zumindest teilweise anthropologisch argumentierten. Auch in den meisten theoretischen Ansätzen der Sozialisationsforschung wird eine solche Aufteilung der Zuständigkeiten implizit akzeptiert, da Sozialisationstheorien in der Regel einen »anthropologischen Kern« postulieren, der von der Entfaltung eines menschlichen Wesens nach einem universalen Plan ausgeht. Lediglich der gesellschaftliche Kontext und die Interaktionen, in denen diese Entwicklung stattfinden, werden dann als modellierende, disponierende

(Rahmen-)Bedingungen von den Sozialwissenschaften als ihr Feld beansprucht. Als förderliche oder problematische Bedingungen untersucht, sollen sie dann die Ungleichheit der Verläufe und Ergebnisse erklären, die Variation einer im Kern und als Norm universell konzipierten Entwicklung also, deren Bestimmung fast vollständig anderen Disziplinen überlassen bleibt.

Die Kritik der Kindheitssoziologie, als einer immer noch recht jungen neuen Thematisierung von Kindheit, an der Sozialisationsforschung lautet daher unter anderem, dass mit dieser »Arbeitsteilung« die historische Konstruktion und Variation von »Kindheit«, von Konstellationen und Konzeptionen des Aufwachsens, weitgehend vernachlässigt werde. Ebenso werde die Situativität und Kontingenz von Handeln, zugunsten seiner (möglicherweise überzogenen) Erklärung aus internalisierten (entwicklungsförmig zustande gekommenen) Dispositionen der Akteure (Alanen 1989), wenig beachtet. Inwiefern solche Erklärungen überzogen sein könnten, zeigen etwa neuere Forschungen zum moralischen Bewusstsein, die darauf hinweisen, dass von denselben Akteuren je nach Kontext und auf der Basis jeweiliger Entscheidungen über deren Angemessenheit unterschiedliche moralische Codes benutzt werden (Kellerhals/Modak/Sardi 1995). Kindheitssoziologische Forschungen lassen auch erkennen, dass die Vorstellung einer menschlichen Entwicklung, die hauptsächlich in den ersten 15 bis 20 Lebensjahren als Prozess von höchster individueller und sozialer Bedeutung stattfindet, längst nicht in allen Gesellschaften den Stellenwert hat, der ihr in modernen westlichen Gesellschaften beigemessen wird (ganz deutlich ergibt sich dieser Eindruck, wenn man die Beiträge in der internationalen Zeitschrift »Childhood« liest, die Kindheiten in Asien und Afrika thematisieren), und dass ihr sogar in westlichen Gesellschaften je nach sozialer Gruppe eine andere Bedeutung zugemessen wird – mit weit reichenden Implikationen für das gesamte Arrangement »Kindheit« (Lareau 2003). Die Soziologie hat also – wenn es um das Aufwachsen geht – den Boden zum großen Teil anderen Wissenschaften überlassen, schon bevor diese ihren aktuellen Aufschwung erlebten, der das Kongress-thema anregte. Hier würde es nun eigentlich anstehen, eben diese Arbeitsteilung zu thematisieren und zu überlegen, inwiefern Gesellschaftswissenschaften das Aufwachsen nicht nur in seiner gesellschaftlichen Rahmung, sondern in seinem Kern untersuchen könnten. Die Rahmung dieses Geschehens durch Konzentration auf hinderliche und förderliche Faktoren von Prozessen, die im wesentlichen durch andere Wissenschaften definiert werden, hat man den Gesellschaftswissenschaften jedenfalls bisher nicht streitig gemacht, wenngleich den sozialen Faktoren in der Debatte von *nature versus nurture* im Wechsel des Zeitgeists jeweils in der öffentlichen Debatte größere oder kleinere Bedeutung zugesprochen wurde.

Die Beiträge des zweiten Plenumsteils beließen es allerdings einstweilen bei der eingespielten Arbeitsteilung. Sie thematisierten das Spektrum sozialer Variablen in seiner Bedeutung für den Bildungsverlauf und -erfolg. *Nadia Granato* und *Cornelia*

Kristen (dieser Beitrag erscheint nicht in diesem Band)¹ untersuchten die Schulleistungen der zweiten Generation von Einwanderern in Deutschland anhand von Daten aus dem deutschen Mikrozensus. Zwar zeigten die Ergebnisse große ethnische Differenzen – vor allem Türken und Italiener sind gegenüber gleichaltrigen Deutschen stark benachteiligt –, jedoch konnte, sofern erst die soziale Herkunft kontrolliert wurde, kein Erklärungsgewinn durch die Berücksichtigung ethnischer Variablen (im Sinne von Barrieren, die mit ethnischer Zugehörigkeit verbunden sein könnten) erzielt werden. Die soziale Herkunft erklärt die unterschiedlichen Bildungserfolge hinreichend; eine Ausnahme bilden nur die italienischen Jugendlichen.

Man muss sich den Bildungserfolg als Interaktion zwischen Anlage, Förderung durch Herkunftsfamilie und Bildungsinstitutionen vorstellen und dies auch schon auf der Stufe von Kindergarten/Vorschule – dies ist jedenfalls Annahme und Thema der BIKS-Untersuchung, einer groß angelegten Längsschnittstudie kindlicher Kompetenzen, die allerdings erst angelaufen ist, so dass noch wenig Entwicklungsaussagen gemacht werden können. *Karin Kurz, Jutta von Maurice, Minja Dubony, Susanne Ebert und Sabine Weinert* berichten über Anlage, Ziele und erste Ergebnisse der Untersuchung, die theoretisch auf dem Boudon'schen Modell der Bildungsentscheidung basiert; dabei erläutern sie vor allem auch die Messung und das Konzept der Kompetenz. Letzteres versucht *nature* und *nurture* gleichermaßen und in ihrer Interaktion zu berücksichtigen.

Ebenfalls in dieser Weise, also »jenseits« einer Entscheidung für entweder nur Anlage oder nur Umwelt, argumentiert Markus Gangl. Innerhalb der Sozialstrukturanalyse herrsche weitgehend Konsens darüber, dass soziale Mobilität und gesellschaftliche Chancengleichheit zunächst eine Öffnung des Bildungssystems im Sinne der Abschwächung des Zusammenhangs zwischen Bildungschancen und sozialer Herkunft voraussetze. Eine solche Bildungspolitik, die um Gerechtigkeit bemüht sei, lasse einen hohen Gewinn erwarten, wenn davon ausgegangen werde, dass Bildungsentscheidungen und -verläufe aus einem Zusammenspiel von sozialer Herkunft, Persönlichkeitsmerkmalen und institutionellen Bedingungen des Bildungssystems zustande kämen. Um dies zu belegen, werden die Ergebnisse einer Simulationsanalyse vorgestellt, in die als Persönlichkeitsmerkmal eine Variable »Talent« eingeführt wird: Individuellen Persönlichkeitsmerkmalen kommt danach für den Zusammenhang zwischen Bildungspolitik und Sozialstruktur eine »janusköpfige Bedeutung« zu, denn während nach diesen Modellrechnungen Persönlichkeitseigenschaften durchaus mitverantwortlich für den Erfolg individueller Bildungsinvestitionen scheinen, würde eine herkunftsspezifische Verteilung entsprechender Merkmale das Wirkungspotenzial gesellschaftspolitischer Reformen eher begrenzen.

1 Publiziert als: Kristen, Cornelia/Granato, Nadia (2007), *The Educational Attainment of the Second Generation in Germany. Social Origins and Ethnic Inequality*, IAB Discussion Paper Nr. 4, Nürnberg.

Literatur

- Alanen, Leena (1989), »Von kleinen und von großen Menschen. Plädoyer für eine Soziologie der Kindheit«, *Das Argument*, Jg. 31, H. 1, Nr. 173, S. 79–89.
- Assheuer, Thomas (2005), »Hartz IV in der Synapse«, *Die Zeit*, Jg. 60, H. 14, in: <http://zeus.zeit.de/text/2005/14/Hirn-Politik> (19. Januar 2007).
- Kastl, Jörg Michael (2004), »Habitus als non-deklaratives Gedächtnis. Zur Relevanz der neuropsychologischen Amnesieforschung für die Soziologie«, *sozialer sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung*, Jg. 5, H. 2, S. 195–226.
- Kellerhals, Jean/Modak, Marianne/Sardi, Massimo (1995), »Justice, sens de la responsabilité et relations sociales«, *L'Année sociologique*, Jg. 45, H. 2, S. 317–343.
- Lareau, Anette (2003), *Unequal Childhoods*, Berkeley.
- Richter, Dirk (2005), »Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie. Zum Stand der Diskussion um die Soziobiologie und andere evolutionstheoretische Ansätze«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 57, H. 3, S. 523–542.
- Spitzer, Manfred (2002), *Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens*, Heidelberg.
- Spitzer, Manfred (2003), »Medizin für die Pädagogik«, *Die Zeit*, Jg. 57, H. 39, in: <http://zeus.zeit.de/text/2003/39/Neurodidaktik> (19. Januar 2007).
- Spitzer, Manfred/Stern, Elsbeth (2004), »Wer macht die Schule klug?«, *Die Zeit*, Jg. 58, H. 28, in: http://zeus.zeit.de/text/2004/28/C-Spitzer_2fStern2 (19. Januar 2007).